

Die Neue Welt



Nr. 20

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1897

Bergpsalm.

Von Richard Dehmel.*

Der Sturm hat seine Schlangen losgelassen,
In langen Wogen zwischen Gras und Rohr
Und leucht der See ans Land; die silberblaffen,
Zerwühlten Weiden seufzen laut empor.
Empor, empor. Dort, wo die Kiefern sausen,
Auf kahler Höhe will ich einsam stehn
Und meine ferne Heimath dämmern sehn
Und hören, was die dunkeln Wolken brausen.

Ihr grauen Pilger über mir: wohin?!
O könnt ich mit euch, ziellos, ohne Stocken,
Dies dumpfe Sehnen ohne Maß und Sinn
Ausschütten in den Sturm wie Nebelflocken!
O meine Heimath! Silber grüßt der Fluß
Und glänzt zum Himmel aus dem Blau der Bäume,
Und aus dem Zauberwald der Kinderträume
Winkt hell der Mutter Blick und Kuß.

Was weinst du, Sturm? — Hinab, Erinnerungen!
Dort pulst im Dunst der Weltstadt zitternd Herz!
Es grollt ein Schrei von Millionen Zungen
Nach Glück und Frieden: Wurm, was will dein Schmerz!
Nicht sickert einsam mehr von Brust zu Brüsten
Wie einst die Sehnsucht, nur ein stiller Quell;
Heut stöhnt ein Volk nach Klarheit, wild und gell,
Und Du schwelgst noch in Wehmuthslüften?

Siehst du den Qualm mit dicken Fäusten drohn
Dort überm Wald der Schlote und der Essen?
Auf deine Reinheitsträume fällt der Hohn
Der Arbeit, fühl's: sie ringt, von Schmutz zerfressen!
Du hast mit deiner Sehnsucht blos gebuhlt,
In trüber Gluth dich selber nur genossen;
Schütte die Kraft aus, die dir zugeflossen,
Und du wirfst frei vom Druck der Schuld!

Und blutig glüht es um die zackigen Thürme,
Ein Dornenkranz umflammt die Stirn der Stadt,
Ein goldner Fächer scheucht die Wolkenstürme,
Hernieder strahlt ein Sonnenpalmenblatt.
O Herz der Weltstadt, Millionenstimme,
Die gell nach Brot vor Seelenhunger schreit:
Hinquillt wie Heilandsblut in diese Zeit,
Die Liebe quillt aus deinem Grimme!

Den Kelch des Schweißes seh ich geistverklärt,
Das Kreuz der Mühsal blüthenlaubumflattert —
Was lacht der Sturm!? Im Rohr der Nebel gährt,
Die Kiefer knarrt und ächzt, mein Mantel knattert:
Empor aus deinem Rausch! Mitleid, glüh ab!
Laß dir die Kraft nicht von Gefühlen beugen!
Hinab! laß deine Sehnsucht Thaten zeugen!
Empor, Gehirn! Hinab, mein Herz! Hinab!

* Aus „Lebensblätter“, Gedichte und Andern von Richard Dehmel. Berlin, Schuster & Loeffler.

Die Nihilistin.

Roman von Sonja Kowalewskaja.

Aus dem Russischen übersetzt von Louise Flachs-Falkenhaym.

(Fortsetzung.)

III.

Nach der Bauern-Emanzipation hat sich mit einem Male Alles im Hause verändert. Die Einnahmen des Gutes verringerten sich derart, daß man die ganze Haushaltung auf einem anderen Fuß führen mußte!

Der Dorfälteste hat sich plötzlich aus einem tüchtigen Mann in einen Schuft verwandelt; er wurde mit seinem Herrn grob, er machte bei Allem Schwierigkeiten und brachte das Geld nie rechtzeitig.

Man war genöthigt, ihn zu entlassen und einen Andern aufzunehmen, allein mit dem Neuen ging es noch schlimmer. Fast täglich wuchsen wie aus dem Boden alte Schuldscheine und Verpflichtungen hervor, die der Graf schon vor so langer Zeit eingegangen war, daß er ihrer sogar vergessen hatte. Beim Anblick eines neuen Wechsels geräth der Graf außer sich, schreit über Fälschung, aber gezahlt muß doch werden. Es erwies sich als unbedingt notwendig, Bettino, Stipino, die Wasserwiesen und den Wald zu verkaufen; das einzige Vorkl mit einem unbedeutenden Stück Grund blieb zurück. Die größte Unannehmlichkeit bestand darin, daß sich jetzt wenige Käufer für die Güter fanden und Alles zur Hälfte des Preises abgegeben werden mußte. Ein großer

Theil des Besandes mußte entlassen werden und die Diensthofen, die im Hause blieben und seit ihrer Kindheit das Faulenzen und den Müßiggang gewohnt waren, murrten jetzt auch vom Morgen bis in die Nacht, daß man ihnen neue Arbeit aufgebürdet habe. Und die Herrschaft ärgerte sich — das Aergern und „Nebelgelamtseln“ war jetzt der normale Zustand der Herrschaft geworden. Sie zankten auch immer untereinander, aber der Streit glich diesmal so wenig den früheren, wie ein kalter, dichter Herbstregen einem schönen Frühlingsguth gleicht. Nicht aus Eifersucht zankten jetzt der Graf und die Gräfin, sondern nur wegen Selbangelegenheiten. Jedemal wenn die Gräfin Geld für die Haushaltung verlangte, überhäufte sie der Graf mit Vorwürfen über

Verschwendung, Nachlässigkeit und Mangel an Ordnung. Keine einzige Bestellung eines neuen Kleides für sie oder die Töchter ging ohne häusliche Szenen vorüber. Andererseits brauchte der Graf nur etwas von einer Fahrt in die Stadt oder zu einem der Nachbarn verlaun zu lassen, und sofort tanzten auch schon die Nerven der Gräfin; aber sie fürchtete jetzt nicht die hübschen Nachbarinnen, sondern nur, daß der Gatte das Geld im Kartenspiel oder anderweitig vergeuden werde. Täglich ging es schlechter. Man mußte sich einen Wunsch nach dem anderen versagen und das Geld reichte doch nicht hin. Wie alle unpraktischen Menschen, ließen der Graf und die Gräfin die Sparfamkeit nicht am rechten Plage walten; an den häuslichen Ausgaben sparten sie das Notwendige, kargten sie ängstlich jedes Stück Zucker, jeden Stumpf Talgkerze; aber alle großen Ausgaben für Haus und Gut blieben die gleichen. Der Dorfälteste, der Verwalter, die Beschließerin, der Koch, der Kutscher — alle diese bereicherten sich wie früher auf Kosten der Herrschaft, bloß mit dem Unterschied, daß früher Jeder doch noch mit Maß und sozusagen mit Rücksicht gestohlen hatte. . . . Jetzt gab es häufig für nichts und wieder nichts Vorwürfe. Fortwährend wurde den Schulbigen und Unschuldigen mit Entlassung gedroht, und so wurde die Dienerschaft nur noch feindlicher gesinnt; die Meisten beeilten sich, noch vor dem Weggehen so viel als möglich zusammenzuraffen, und das herrschaftliche Gut wurde in frecher und boshafter Weise geplündert.

Alles im Hause trug jetzt den ungemüthlichen Stempel des Kniderischen. Durch die täglich vorkommenden Streitigkeiten und Unannehmlichkeiten kamen der Graf und die Gräfin gleichsam auf einmal herab. Wenn Wjera in der Folge sich ihrer Mutter erinnerte, hatte sie immer die Vorstellung von zwei verschiedenen und einander garnicht ähnlichen Frauen: die eine — jung, schön, lebensfroh — ist die Mutter ihrer Kindheit, die andere — launenhaft, zanküchtig, nachlässig, sich und den Anderen das Leben verbitternd — das ist die Mutter der letzten Periode.

Ganz so ging es bei allen Nachbarn zu. Die Gutbesitzer verloren den Boden unter den Füßen und begriffen nicht, was mit ihnen vorging. Von Vergnügungen und Belustigungen war keine Spur mehr. Wenn zwei, drei Gutbesitzer irgendwo zusammentrafen, erleichterten sie ihre Herzen in Klagen über die Bauern und die Regierung. Die Jüngeren und Energischeren ließen die Wirtschaft laufen und reisten nach Petersburg, um Stellung zu suchen. Auf den Gütern blieben nur die Alten zurück.

Lena und Lisa waren jetzt erwachsene Fräulein. Beide vergingen vor Langeweile und murrten gegen das Geschick. Es hat ihnen in der That einen bösen Streich gespielt. Was ist aus allen ihren glänzenden Hoffnungen geworden? Ihre ganze Jugend, ihre ganze Erziehung waren sozusagen nur eine Vorbereitung auf jenen glücklichen Tag, da man ihnen ein langes Kleid anziehen und sie in die Gesellschaft einführen sollte. Und nun ist dieser Tag gekommen und hat nichts gebracht außer Langeweile.

Wjera lebte auch nicht sonderlich froh. Die erste Maßregel der Sparfamkeit der Familie Baranzow bestand darin, daß man das ganze Personal der Kinderstube entließ. Mme. Night wurde unter einem passenden Vorwande verabschiedet. Alle Julie wurde es langweilig und sie reiste freiwillig ab. Die Eltern waren der Ansicht, daß es ihren Mitteln nicht entspreche, für Wjera allein eine Gouvernante zu halten. In der Gouvernementsstadt wurde gerade um diese Zeit das erste Mädchengymnasium eröffnet; aber dahin kamen zumeist Bürgerliche, die Töchter kleiner Beamten und Kaufleute, und die Gräfin Baranzow hatte von allem Anfang an einen Widerwillen gegen diese Anstalt.

Es wurde beschlossen, Wjera ins Smolna-Institut zu bringen. Darüber wurde fast ein Jahr gesprochen. Endlich schrieb die Gräfin einer alten Freundin nach Petersburg und ersuchte sie, sich genau um die Aufnahmebedingungen zu erkundigen; sie erhielt aber bald die unerwartete und ärgerliche Antwort, daß Wjera nicht mehr in dem Alter sei, um im Smolna-Institut Aufnahme finden zu können.

Der Graf trug jetzt Lena und Lisa auf, sich mit der Erziehung der jüngeren Schwester zu beschäftigen. Aber dieser Beschluß war garnicht nach dem Geschmade der jungen Fräulein. „Hal man uns zu Gouvernanten erziehen?“ murrten sie, und gingen unwillig an die Sache. Nach ihrer Ansicht war Wjera dumm und faul und wenig intelligent. Keine einzige Lektion verging ohne Thränen. Lehrerinnen und Schülerin benötigten jeden Vorwand, die Stunde abzukürzen, und da die Eltern die unselbige Erziehungsfrage ihrer jüngsten Tochter sichtlich bald vergaßen, hörten die Lektionen bald nach und nach auf und mit vierzehn Jahren war Wjera vollständig auf sich selbst angewiesen.

Im Sommer ging es noch an. Ganze Tage verbrachte sie in dem verwilderten Park oder lief in den Feldern und Wäldern umher. Die Bauernkinder gingen ihr schon aus dem Wege, und die Wahrheit zu gestehen, hatte sie vor ihnen dieselbe Scheu. Wenn sie zufällig durchs Dorf ging, schien es ihr immer, als lachten sie sie Alle aus. Es entstand in ihr ein instinktiv feindliches Gefühl gegen die Bauern.

Im Winter lebte Wjera noch schlechter als im Sommer. Sie lief in den großen, leeren Räumen von einem Winkel in den anderen herum und fand keine Beschäftigung. Vor Langeweile begann sie im Bücherschrank zu wühlen, aber da gab es bloß französische Romane und Wjera hatte die französische Sprache, in der sie mit fünf Jahren so gut zu plaudern verstand, bereits ganz vergessen. Das Allerschlimmste war, daß Alle im Hause immer schlechter Laune waren. Wohin sie sich auch immer wenden mochte, gab es Streit, und vor Allen wurde Wjera ausgezankt. Sah sie die Schwestern an, so stritten sie wegen einer Kleinigkeit, eines Fregens wegen, den sie unter sich nicht theilen konnten. Stimmt sie wider Erwarten einmal gütlich überein, dann klagten sie gewiß Beide über die Eltern: „Laß gut sein, die haben nicht so gelebt, als sie jung waren. Das Vermögen haben sie verschwendet, und wir hocken und langweilen uns jetzt auf dem Lande.“

Kam Wjera zur Mutter, so stieß sie auf einen Auftritt mit den Stubenmädchen oder mit der Beschließerin. Und in der Gesindestube ging es noch weit schlimmer zu. Kurz, es schien, als ob Alle nur dazu da seien, um sich gegenseitig zu quälen und aneinander zu zehren. Die Einzige im Hause, die Niemanden quälte, Niemanden stachelte und über nichts klagte, war die alte Njanja (Kinderfrau). Sie hatte nur eine Sorge auf ihrer Seele: daß das Lämpchen vor dem Heiligenbild im Winkel ihres Stübchens nicht erlösche. Sie war glücklich und zufrieden, wenn man ihr einige Kopfen gab, um Del zu kaufen. Die beinahe erblindete Alte, die nicht mehr im Dienst stand, hatte man im Hause belassen, aber es schien, daß Alle sie hinter der Bretterwand, wo sie sich aufhielt, vergessen hatten; tagelang sah man nicht nach ihr, nur die Magd erinnerte sich manchmal und brachte ihr etwas zu essen, oder ihr ehemaliger Liebling Wjera kam Abends zu ihr. Beim Eintritt in die winzige Kammer der Njanja, wo immer ein eigener Geruch — ein Gemisch von Weihrauch, Leinöl und Kampher — zu verspüren war, überkam Wjera jedesmal ein seltsam friedliches Gefühl.

„Es ist langweilig, Njanja,“ sagte sie und ließ sich traurig auf den niederen Stuhl nieder, ihren Kopf an den einfachen Holzfuß lehnd.

„Warum sich langweilen, Schäschen! Man muß zu Gott beten,“ antwortete die Njanja ruhig, zärtlich, mit demselben Ton, mit dem sie Wjera zureden pflegte, als diese fünf Jahre alt war.

Und Wjera befolgt wirklich den Rath der Njanja und beginnt zu beten. Sie betet heiß, leidenschaftlich, mit Inbrunst. Die Begeisterung für die Religion, für ihre äußerlichen Gebräuche beginnt nach und nach das müßige, langweilige Leben des sich selbst überlassenen Kindes auszufüllen.

In diesem Jahre hielt Wjera drei Wochen vor Weihnachten streng das Fastengebot ein und selbst an dem Tag des Christabends sah sie nichts, bis die Sterne sichtbar waren. Deshalb fühlte sie, als zu Beginn der Dämmerung wie gewöhnlich die Popen

kamen und vor dem in einem Winkel des Speisenzimmers improvisirten Altar den Nachtgottesdienst zu verrichten begannen, eine so angenehme Schwäche in allen Gliedern, als ob sie keinen Körper mehr hätte und jeden Augenblick im Stande wäre, sich von der Erde zu trennen.

Blaue Rauchwolken, die aus dem Räucherfaß aufstiegen, erfüllten das Zimmer mit dichtem Qualm, die Flammen der Wachskerzen schimmerten nur matt hindurch. Der penetrant süßliche Geruch des Weihrauchs verursachte Kopfschwindel.

„Ruhiges Licht! Heiliger Ruhm,“ stimmten die Sänger an und Wjera glaubte den Gesang aus der Ferne zu vernehmen.

„Nichts, nichts mehr wünsche ich auf der Welt, als nur Dir zu dienen, Herr!“ denkt sie voll Ehrung. Ihre Seele ist erfüllt von einer wunderbaren, hellen Freude, ein Schluchzen der Ekstase entringt sich ihrer Brust.

An demselben Tage hat sich an Wjera ein Wunder vollzogen — sie selbst hat es wenigstens als Wunder erkannt, was sich mit ihr zutragen.

Obwohl die alte Njanja weder lesen noch schreiben konnte, bewahrte sie bei sich als Heiligthum einige Bücher religiösen Inhaltes und hat manchmal ihr kleines Fräulein, ihr laut vorzulesen. Unter diesen Büchern befand sich „das Leben der vierzig Märtyrer und der dreißig Märtyrerinnen“. Wjera war, als sie zu lesen begann, davon so hingerissen, daß sie sich das Buch von der Njanja erbat und stundenlang darin las.

„Warum bin ich nicht zu jener Zeit geboren?“ dachte sie oft mit Bedauern. Da widerfuhr ihr an demselben Christabend, als sie in der Seele das Gelübde gethan, das ganze Leben Gott zu weihen, etwas gar Seltsames: sie sah des Abends allein im ehemaligen Klosterrzimmer und ihr Blick fiel von ungefähr auf eine alte Nummer der „Kinderlektüre“, die man in früheren Jahren für ihre Schwestern abonniert hatte. Aus Langeweile begann sie zu blättern und das erste, was sie aufschlug, war die rührende Erzählung von den drei englischen Missionären in China, die von den ergrimmtten Heiden auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurden. Und das geschah vor kaum fünf, sechs Jahren. „In China giebt es noch Heiden! Dort kann man sich jetzt die Märtyrerkrone erwerben. Gott, das hast Du selbst für mich erfunden! Du selbst zeigst mir den Weg und rufft mich zu einer Heldenthat!“

In der Erregung und Ekstase warf sich Wjera auf die Kniee. In der That, daß die alte Zeitschrift ihr gerade heute wie eine Antwort auf ihr heißes Gebet zur Zeit des nächtlichen Gottesdienstes in die Augen fiel, sah sie die unzweifelhafte Bestätigung der göttlichen Vorsehung. Von diesem Tage an war in ihren Augen ihr Schicksal beslossen. Alle ihre Träume nahmen eine bestimmte Form und Richtung an. Alles, was China betrifft, interessirt sie lebhaft und die Röthe steigt ihr ins Gesicht, wenn zufällig beim Diner die Rede darauf kommt. Bloß eines befürchtet Wjera: Wenn nur China sich nicht vorher zum Christenthum bekehrt, ehe sie ganz erwachen ist.

IV.

Das Haus der Baranzow stand auf einer Anhöhe; gegen Norden senkte sich der Hügel zu einem großen Teich herab, der selbstverständlich von den Händen der Leibeigenen gegraben war. Hier war ein Garten angelegt, im Stile von Versailles mit geraden, kiesbedeckten, kleinen Wegen, mit Blumenbosquets in Form von Vasen oder Herzen und mit einer Anzahl von Jasmin-, Flieder- und Birkenläuben. Einst hätte diese Seite des Hauses den Blick eines jeden Liebhabers der zugestupften Natur jesseln können, jetzt aber, da statt des ehemaligen Gartenkünstlers mit einem ganzen Stab Gehilfen der Garten nur von einem Bauern, einem Antodidakten, und zwei Burischen in Stand gehalten wurde, bot er einen traurigen, verkommenen Anblick. Der Teich war schlammig und diente unzähligen Geschlechtern von Mücken als Niederlassung; die Lauben drohten einzustürzen; auf den Pfaden sproß das Gras hervor. Es giebt nichts Traurigeres,

als den ungepflegten Ziergarten eines Gutsherrn. Dafür war es aber auf der anderen Seite, um die man sich weniger bemühte und wo die Natur sich selbst überlassen war, noch jetzt sehr schön. Unmittelbar an das Haus schloß sich ein Eichenwäldchen, hinter dem der Berg steil zum Bache abfiel. Dieser rauschte und schäumte bei hohem Wasserstand, zur Zeit der Trockenheit wurde er zu einem sandigen Graben, in dessen Mitte ein dünnes, schmales Wasser-Ächerchen flüßte. Der ganze Abhang war mit dichtem Gestrüpp bewachsen; im Frühling war er von den weißen, duftigen Blüten der Ahlkirschen wie mit Milch übergossen und ringsum erklangen die Lieder der Goldamseln, Grasmücken, Laubzeißige und verschiedener anderer kleiner Vögel. Manchmal flogen auch Nachtigallen herbei. Im Herbst gab es eine Menge Haselnüsse und wilde Himbeeren. Im Winter häufte sich dort so viel Schnee auf, daß der Abhang eine abschüssige, feste Masse bildete, aus der hier und dort schwarze Weidenzweige hervorragten.

Mit dem Abhang schloß auf dieser Seite der Besitz der Baranzow ab. Auf dem gegenüberliegenden Ufer des Baches lag schon das Gebiet eines anderen Gutsherrn, Stepan Michailowitsch Wasilzew. Dieser hatte die Gärten wenig behelligt, da er niemals auf seinem Lande lebte. Sein einstöckiges Holzhaus stand immer mit geschlossenen Thüren und Läden da, und der verwahrloste Garten verwandelte sich in eine grüne, schattige Grotte, auf der unter dem Schatten alter Linden in ungeheurer Menge Kletten wuchsen und die stämmigen Köpfe der Butterblumen überall zwischen den kleinen Blüten verwilderter Glockenblumen und Nelken weiß hervorschnimmten.

Von Wasilzew erzählte man sich, daß er ein sehr gelehrter Mann sei. Im Winter lebte er in Petersburg, wo er Professor am technologischen Institut war; während des Sommers, zur Ferienzeit, verreiste er gewöhnlich ins Ausland und vergaß, wie es schien, gänzlich sein nicht allzu großes, vom Vater ererbtes Gut. Aber in diesem denkwürdigen Winter blieb vor dem Thor des Wasilzewischen Hauses einmal ein Postschlitten mit kleinen Schellen stehen; im Schlitten saßen zwei Gendarmen und zwischen ihnen der Besitzer des Landgutes selbst.

Die Sache war sehr einfach. Wasilzew galt schon lange als liberal und stand bei vielen einflussreichen Persönlichkeiten schlecht genug angeschrieben. Während dieses Winters veranstalteten die Professoren und Studenten des technologischen Instituts anlässlich einer Jahresfeier ein Banket, dem auch der Großfürst, der hohe Protektor der Anstalt, beiwohnen sollte. Seine Hoheit ließ merken, daß es ihm nicht erwünscht sei, mit Wasilzew zusammen zu treffen; man verständigte diesen davon, er aber antwortete: Wenn es sich so verhält, möge man ihm ein offizielles Verbot, an dem Banket teilzunehmen, zuschicken; er betrachte sich gerade so wie jeder andere Professor als Gastgeber. Ein offizielles Verbot erfolgte natürlich nicht, und an dem festgesetzten Tage nahm er neben den anderen Professoren ruhig seinen Platz an der Tafel im Festsaal des Instituts ein. Zwei Tage nach diesem Vorfall erschien bei ihm der Chef der geheimen Polizei und schlug ihm freundlich vor, seine Demission einzureichen und auf seinem Familienland die Aufenthalt zu nehmen mit dem Versprechen, ihn niemals zu verlassen. Zur größeren Sicherheit theilte man ihm für die Fahrt zwei Schutzeengel in Gendarmenuniform zu.

Unter solchen Umständen vollzog sich die Niederlassung Stepan Michailowitsch Wasilzew's auf dem väterlichen Landgut.

Man kann sich leicht denken, welche Sensation dieses Ereigniß in der ganzen Umgebung erregte. Ueber den Neugekommenen und über die Ursachen seines unerwarteten Erscheinens kursirten sofort die unsinnigsten und übertriebensten Gerüchte; Viele argwohnten in ihm einen gefährlichen Verschwörer. Dieser Argwohn umgab ihn mit einem geheimnißvollen, gleichzeitg erschreckenden und anziehenden Nimbus; in Rußland empfinden nämlich auch die Menschen konservativer Richtung, wofern sie nur nicht unmittelbar zur geheimen Polizei gehören, doch

immer eine unfreiwillige, instinktive Verehrung für jeden politischen Verbrecher.

Die Baranzow waren Wasilzew's nächste Nachbarn. Es ist also nicht zu verwundern, daß sich bei den zwei älteren Fräulein, Lena und Lisa, das Gefühl eines gewissen natürlichen Eigenthumsrechtes auf den interessanten Nachbar, der ihnen vom Himmel selbst geschickt wurde, geltend machte. Er war Zungeselle und obwohl er, die Wahrheit zu sagen, nicht für einen jungen Mann gehalten werden konnte, da er über die Bierzig hinaus war und schon deshalb kaum den Ruf eines Abonts haben konnte, so durfte er doch bei dem gegenwärtigen Mangel an Bräutigamen eine gute Partie genannt werden. Wasilzew würde sich wahrscheinlich nicht wenig gewundert haben, wenn man ihm gesagt hätte, welche Rolle er in den Gesprächen und in den Plänen der zwei Mädchen spielte. Durch einen seltsamen Zufall konnte er im Laufe des Sommers kein einziges Mal ausgehen, ohne Lena oder Lisa zu begegnen, und was noch feltener war, ohne sie stets in wunderlichen Kostümen und ungewöhnlich malerischer Situation anzutreffen. Da sieht er plötzlich auf die muthwillige Lena, die wie ein Eichhörnchen auf einem Baum geklettert ist und stelmisch durch das dicke Laub auf ihn hinabsieht; hier wieder erblickt er die schmachtende Ophelia, Lisa, träumerisch sich zum Bache neigend, einen Bergkriemhildkrantz in den Händen. Und man hätte nur anhören müssen, wie grazios erschrocken die Fräulein aufschrien, wenn man sie so unvermuthet antraf. Aber alle diese Begegnungen führten zu nichts. Wasilzew grüßte steif und kalt und machte sich aus dem Staub. Zu einem Gespräch kam es nicht. Es ist also nicht zu verwundern, daß die Fräulein endlich zu dem Schluß gelangten, daß es doch einen ungeschlachten Pären wie ihren Nachbarn auf Erden nicht mehr gebe.

Kam aber die Bekanntschaft zwischen Wasilzew und den beiden Schwestern nicht zu Stande, so wurde er dagegen mit Wjera auf eine sehr einfache, gar nicht poetische Weise zusammen geführt.

Der Sommer näherte sich dem Ende; der schmutzige, regnerische Herbst mit den zeitig dunklen Abenden begann. Die ungewohnte Langeweile des einsidigen Landlebens jagte Wasilzew doch zum Thor seines Hauses hinaus und zwang ihn, in weiten Spaziergängen Zerstreung zu suchen. Aber wie alle Menschen, die noch nicht in einem russischen Dorf gelebt haben, stieß er auf seinen Wegen oft auf Schwierigkeiten und gerieth in, wie es ihm schien, große Gefahren.

Zu den Professorenkreisen, in denen Wasilzew bis jetzt verkehrt hatte, würde es den Wenigsten eingefallen sein, ihn der Freiheit zu zeihen; im Gegentheil, die Kollegen befürchteten immer, daß man sie wegen seiner übelangebrachten Widerspenstigkeit zur Verantwortung ziehen könnte. Als seiner Professors-Karriere ein unerwartetes Ende bereitet wurde, äukerten sich selbst die Tapfersten seiner Freunde mit Bedauern und einstimmig: „Das war unvermeidlich! Kann man denn mit so einem ungestümen Kopf, wie der des Wasilzew, in Rußland leben!“

Stepan Michailowitsch hielt sich im Innern für einen sehr verwegenen Menschen. Er liebte es, sich in seinen geheimsten Träumen — in den Träumen, die man selbst seinem intimsten Freund nicht anvertraut — in verschiedene, ungewöhnliche Lagen zu versetzen, und nicht selten nahm er — in seinem Arbeitszimmer — an der Vertheidigung von Barricaden theil. Obwohl Wasilzew von seiner Tapferkeit ganz durchdrungen war, hegte er, was eingestanden werden muß, einen großen Neipelt vor den Dorshunden, von denen es hieß, daß sie vergangenen Frühling eine vorübergehende Bettlerin zerissen hätten, und vor dem Stier, der schon zweimal mit den Hörnern den Hirten in die Luft geworfen hatte, und so ging er jeder näheren Bekanntschaft mit ihnen aus dem Wege.

Einmal traf es sich, daß er sich ziemlich weit vom Hause entfernte. Die Landstraße blieb seitwärts liegen.

Er ging wie gewöhnlich mit den Händen auf dem Rücken, mit gesenktem Kopf in Gedanken vertieft, ohne des Weges zu achten.

Als er ausblickte, sah er sich in einer ziemlich schwierigen Situation: eine sumpfige Wiese, auf der der Fuß, den schmalen Pfad verlassend, bis zum Knöchel in lockeren Schlamm versinkt; vor sich ein ziemlich breiter Bach und hinter sich die stampfende und brüllende Viehherde des Dorfes.

„He, Hirte, halt' Dein Vieh an!“ rief Wasilzew. Der Hirte aber, ein Junge von fünfzehn Jahren, schwächlich und blöde — den man zum Hirten gemacht hatte, weil er sich für nichts Anderes eignete — murmelte als Antwort etwas ohne jeden Zusammenhang und lachte dumm wie ein Idiot.

Wasilzew stand unschlüssig da.

„Springen Sie über den Bach! . . . Er ist nicht tief!“ erschallte plötzlich eine junge, beinahe kindliche, das Lachen unterdrückende Stimme.

Wasilzew sah nach der Seite, woher ihm der Rath gekommen war, und erblickte auf dem kleinen Hügel des gegenüberliegenden Ufers, etwa zwanzig Schritte weit, ein Mädchen von fünfzehn Jahren, welches einen mit einem verblassten Bändchen aufgeputzten Hut und ein Kattunkleidchen trug, das über der Brust zu eng, an den Armen und unten zu kurz war.

Wjera, die auch von der Langeweile hierher getrieben wurde, beobachtete schon längst diesen hageren, drolligen Menschen, der sich solcher Kleinigkeiten wegen so sehr ängstigte.

„Springen Sie nur muthig!“ rief sie noch einmal, aber Wasilzew konnte sich noch immer nicht entschließen.

Da lief Wjera vom Hügel herab, flog unerschrocken mit den alten Stiefeln in den Sumpf, brachte ein Brett und warf es rasch quer über den Bach, wobei sie ihre weißen Strümpfe und die grauen Sohlen ihres Nachbarn arg mit Schmutz besprigte.

(Fortsetzung folgt.)



Mit unbewaffneten Augen.

Ein Rückblick von Friedrich Thieme.

Die Naturwissenschaft ist die Mutter der modernen Kultur. Ein zeitgenössischer Schriftsteller (H. Maier) hat nicht so ganz Unrecht, wenn er der Meinung Ausdruck giebt, daß wir, sobald wir uns die Errungenschaften der naturwissenschaftlichen Forschung, die Erfolge der Technik in neuester Zeit und die Spuren physikalischen Denkens aus dem Leben der Völker hinwegdenken, wieder zurück in Barbarei und Aberglauben fallen. Ich sage: „nicht ganz Unrecht,“ denn ganz Recht hat er auch nicht. Er übersieht, daß Politik und Philosophie auch schon vorher wunderbare Ergebnisse in der Entwicklung der Menschheit gezeitigt haben, und daß wir schon im Alterthum stammenswerthe Vorbilder geordneten Staats- und Kulturlebens vor uns erblickten. Das Christenthum erst hat der weiteren Entwicklung ebenso einen Damm entgegen gesetzt, wie die Reformation die beginnende Aufklärung um rund zweihundert Jahre zurückgedrängt hat.

Selbst die Naturwissenschaft weist in jener Blütheperiode des Alterthums bereits eine Reihe hochachtenswerther Resultate auf, und der beste Beweis für meine Behauptung, Christenthum und Reformation betreffend, ist gerade, daß die wiederauflebende Forschung über das ganze Mittelalter und die erste christliche Periode zurückgreifen und den Faden ihrer Arbeit an denjenigen der alten heidnischen Forschung anknüpfen mußte. Noch jetzt stehen wir unter dem Einflusse der alten Heiden und Kammern uns mit unseren humanistischen Gymnasien und ähnlichen Bildungsanstalten so zäh an ihnen fest, daß wir damit dem Fortschritt genau dieselben Hindernisse in den Weg legen, wie wir sie dem dunkeln Mittelalter zum Vorwurf machen. Wenn wir erwägen, daß die Gelehrten des Alterthums aller jener Hülfsmittel entbehrten, mit denen unsere modernen Forscher zu arbeiten gewohnt sind (als Fernrohr, Mikroskop, Photographie u. s. w.), so werden wir durch die von ihnen erzielten Ergebnisse geradezu überrascht. Sie besaßen nichts als ihre beiden

Augen und fünf gesunde Sinne, aber was sie mit Hilfe dieser einfachen Mittel bereits entdeckt und vor-geahnt haben, verdient unsere höchste Bewunderung.

Es dürfte von allgemeinem Interesse sein, einmal die wesentlichsten dieser Ergebnisse näher zu betrachten. Wir begegnen ihnen schon frühzeitig, in Perioden, welche weit vor der historischen Zeit liegen. Aus dem grauen Nebel einer versunkenen, wohl 5000 Jahre zurückliegenden Kultur taucht majestätisch das größte und höchste Bauwerk der ganzen Welt vor uns auf: die Cheopspyramide. Ihre Höhe betrug 146, ihre Breite an der Basis 233 Meter. Auf gewaltigem Felsengrunde ruhend, erheben sich die 203 Steinschichten des Riesenbaues, welche zusammen über 2300000 Steine von je 40 Kubikfuß Inhalt in sich schließen und aus denen man eine Mauer, 24 Fuß hoch und 6 Fuß stark, von 90 deutschen Meilen Länge herzustellen vermöchte. Die Treppe, deren jeder einzelne 3000 Pfund und mancher fast das Doppelte wiegt, mußten aus den entferntesten Steinbrüchen von Thorra hergeschafft und zum größten Theil in die Höhe gewunden werden, die oberen bis 400 Fuß. 100000 Menschen arbeiteten zwanzig Jahre lang an diesem Werke. Doch was uns hier vor Allem interessiert: die Stanten der ungeheuren Pyramide, deren Festigkeit dem Sturme von 5000 Jahren getrotzt hat, sind genau nach den vier Himmelsgegenden gerichtet! Der Unkundige wird meinen, dabei sei weiter nicht viel, deshalb sei daran erinnert, daß es selbst heute nicht leicht ist, einem Bauwerke eine solche Stellung zu geben. Wir müssen deshalb voraussetzen, daß die Ägypter damals bereits gut unterrichtete Astronomen gehabt haben.

Ebenso die Chinesen, die bereits von der Regierung zu dem ausgesprochenen Zwecke angestellte Gelehrte besaßen, die Sonnen- und Mondfinsternisse vorher zu verkündigen. Außerdem hatten diese kaiserlich-chinesischen Hof- und Staatsastronomen, von denen uns die Geschichte nicht meldet, ob sie ebenfalls zu Geheimrathen und Hofrathen ernannt wurden, über alle außergewöhnlichen atmosphärischen und astronomischen Ereignisse, Kometenbesuche, Wolkenbrüche, Gewitter, Sternschnuppenfälle und ähnliche Erscheinungen, sorgfältig Buch zu führen. Solche Register sind noch heute erhalten. Ob sie dafür gute Gehälter bezogen, ist nicht bekannt, dagegen scheint ihre Anstellung andererseits ihre sehr ungenüthlichen Seiten gehabt zu haben. Wie nämlich berichtet wird, küßten zwei Hofastronomen, Si und Ho, weil sie infolge der Theilnahme an einem fröhlichen Zechgelage es unterlassen hatten, eine gerade stattfindende Mondfinsterniß gehörig zu verkünden, ihre Unterlassungssünde mit dem Tode. So waren denn vor mehreren tausend Jahren die Forscher bereits im Stande, Sonnen- und Mondverfinsternungen zu berechnen, und in späteren Perioden thaten sich sogar Frauen in dieser Art Weissagung hervor. Den thessalischen Heren schrieb man die Fähigkeit zu, den Mond vom Himmel herunterzubeschwören, ein Glaube, dem eine von einzelnen klugen Weibern in Szene gefetzte Komödie zu Grunde liegt. Sie wußten, wie Plutarch erzählt, wann die Verfinsternung des Mondes eintreten mußte, und täuschten ihre abergläubischen Mitbürger mit der Vorspiegelung, sie würden zu einer bestimmten Zeit den Mond vom Himmel wegheben.

Die Kunst, oder sagen wir besser die Wissenschaft der Verkündigung von Sonnen- und Mondfinsternissen, stammt vermuthlich aus Chalbäa, wo man bereits in alter Zeit den Zyklus von 1805 Jahren, nach welchem die Mondfinsternisse in der früheren Ordnung wiederkehren, gekannt zu haben scheint. Sicher erscheint, daß man die Periode von 6585 Tagen (18 Julianischen Jahren und 11 Tagen) kannte, nach deren Ablauf die Finsternisse von Sonne und Mond fast genau in derselben Ordnung wiederkehrten, und diese zur Bestimmung derselben benutzte. Cypert entdeckte in einer Keilschrift einen Vorhersager einer Mondfinsterniß aus dem Jahre 523 v. Chr. Die Chalbäer erblickten auch im Monde bereits den der Erde nächsten Stern; sie wußten, daß die Sonne ihn mit Licht versehen und daß der Erdschatten seine Finsternisse verursache. Auf der Insel Kos hatte

ein Priester aus Chalbäa, Verosos, zu Lebzeiten des für seine Kriegsgreuelthaten mit dem Beinamen „der Große“ ausgezeichneten Macedonerkönigs Alexander eine Schule gegründet, in welcher er astronomischen Unterricht, vor Allem auch in der Kunst der Finsternißpropheteiung erteilte.

Die alten Babylonier kannten aller Wahrscheinlichkeit nach unseren zwölftheiligen Thierkreis; auch die fünf Planeten: Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn waren bereits den Gelehrten einer geschichtlich nicht mehr erreich- und nachweisbaren Zeit vertraut. Besonders zu beachten ist hierbei die Kenntniß des fast ganz in den Sonnenstrahlen verschwindenden winzigen Planeten Merkur, den sogar von uns Lebenden (die Astronomen natürlich ausgenommen) die Wenigsten je zu Gesicht bekommen. Selbst die erst von Galilei, dem großen Italiener, mittelst des Fernrohrs entdeckten winzigen vier Jupitermonde dürften die Babylonier mit bloßen Augen aufgefunden haben, denn der Gott des Jupitersterns ist in ihrer Mythologie von vier Hunden begleitet gedacht, was doch, wenn es nicht auf diese Weise zu erklären ist, ein mindestens wunderbares Zusammentreffen genannt werden müßte.

Man darf wohl annehmen, daß gerade die für die Völker beunruhigenden Erscheinungen der Mond- oder Sonnen-Verfinsternung die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf die Naturbetrachtung gelenkt haben. Allmählig entwickelte sich durch fortgesetzte Beobachtung eine größere Vertrautheit mit den Himmelserscheinungen, sodas bereits zum Theil nicht unwichtige Hypothesen über Ereignisse und Phänomene aufgestellt wurden, deren genaue Erklärung erst viele hunderte oder gar ein paar tausend Jahre später mit Hilfe großartiger Instrumente gelang.

So lehrte bereits Pythagoras die Kugelgestalt der Erde, Thales von Milet, ein Zeitgenosse des weisen Solon, soll die Natur des Magnets erkannt und eine Sonnenfinsterniß vorausgesagt haben. Aristarch von Samos stellte bereits um 270 v. Chr. die Theorie eines Weltsystems auf, in welchem die Erde bewegt und der Fixsternhimmel ruhend gedacht war. Ferner suchte er bereits die Entfernung des Mondes und der Sonne von der Erde zu ermitteln und kam zu dem treffenden Schlusse, die Fixsterne müßten unendlich weiter als die Sonne von der Erde entfernt sein. Heraklit der Dunkle von Ephesus (gestorben um 480 v. Chr.), dessen Philosophie Laßalle in seinem Werke: „Die Philosophie Herakleitos des Dunklen von Ephesus“ behandelt, hat bereits eine Ahnung der fortlaufenden Entwicklung der Dinge. „Alles fließt“, spricht er sich aus, „alles ist in ewigem Fluße der Veränderung, in den dasselbe Wesen nie wieder hineinsteigt.“ Anaximander von Milet entwarf bereits eine Land- und Himmelskarte, führte die Sonnenuhr von den Babyloniern ein und nahm einen Urstoff an, in dem alle Einzelinge unvermischt durcheinander ruhen. Dieser Gelehrte warf sogar schon die interessante Frage nach der Art der Entstehung von Lebewesen auf, welche er (nach Kirchner, Philosophie) wie folgt beantwortete: „Aus der Mischung des Warm-Trockenen und Feucht-Kalten haben sich in sumpfigen Orten durch der Sonne Einfluß die Thiere gebildet, die sich mit der Erde zugleich höher entwickelten; selbst der Mensch habe durch Fisch- und Landthiergestalt hindurchgehen müssen. Aber die Bewegung des Stoffs ist ewig, immer neue Vermischung und Entmischung findet statt, so daß sich wohl die Einzelbinge ändern, aber nicht das Ganze.“ Anaxagoras (gestorben um 425 v. Chr.) erklärte, daß die Sonne kein Gott, sondern eine glühende Mineralmasse (ein glühender Stein) sei, ja Demokritos, der „lächelnde Philosoph“ geboren um 460 v. Chr. in dem berühmten Abdera), erblickte bereits in der Milchstraße eine Anhäufung von Sternen. Derselbe Philosoph stellte Grundzüge auf, welche dem Materialismus nahe kommen und noch heute frappierend wirken: „Aus nichts wird nichts; nichts, was ist, kann vernichtet werden. Veränderung bedeutet nur Verbindung oder Trennung von Theilen. Nichts geschieht zufällig, alles aus Grund und Nothwendigkeit. Das einzig wirklich Existirende sind die Atome und der leere Raum, alles Andere ist Vorstellung; die Atome sind

unendlich an Zahl und Formverschiedenheit; sie fallen beständig durch den Raum, prallen gegeneinander und erzeugen Wirbel, aus denen Welten entstehen; zahllos sind diese Welten, die bald sich bilden, bald wieder zerfallen.“

Plutarch erzählt schon von dem Schatten der Mondberge, arabische Gelehrte entdeckten den größten kosmischen Nebelhaufen, die Magelhanische Wolke, während der Grieche Strabo die prophetische Mußmazing kundgibt, daß sich zwischen Spanien und Indien noch bewohnbare Erdtheile befänden, und der Chor in einem römischen Drama die Erforschung der Erde und das Herannahen eines Zeitpunktes weissagt, wo Thule (wahrscheinlich das heutige Island) nicht mehr das äußerste der Länder sein wird.

Diese Beispiele, die ich noch vermehren könnte, werden genügen, meine anfangs ausgesprochene Anschauung zu belegen. Fast unglücklich erscheint es uns, wie die Alten zu einem so stammeswerthen Wissen ohne alle mechanischen und physikalischen Hilfsmittel gelangen, wie sie mit ihrer primitiven Technik jene gigantischen Kolosse errichteten und mit der eng begrenzten Sehkraft der Augen weit in die unermesslichen Tiefen des Himmels bringen konnten. Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß wir das Wissen des Alterthums in seinem vollen Umfange möglicherweise nicht einmal zu würdigen vermögen, insofern als wir von mancher Errungenschaft seiner Gelehrten gar keine Ahnung haben, ja vielleicht, wie dies bei der Galvanoplastik der Fall war, selbst noch nicht einmal im Besitze derselben sind. Man fand nämlich in Ägypten unter den hinterlassenen Schätzen einer längst versunkenen Kulturepoche hölzerne Lanzenspitzen und hölzerne Klinge von Schwertern, die durch einen starken Kupferüberzug vor Verwesung geschützt waren. Die Möglichkeit der Herstellung dieses Ueberzugs vermochten sich die Techniker nicht zu erklären; erst als man die Kunst der Galvanoplastik entdeckte, begriff man das Geheimniß der Methode und erkannte nun, daß die alten ägyptischen Weisen bereits im Besitze derselben gewesen sein müssen. Auch andere Erscheinungen im alten Wunderlande des Nils deuten auf Kenntniß und Anwendung der Elektrizität hin. Wahrlich, das sind Schätze, welche sie der bewundernden Nachwelt hinterließen, Schätze, fruchttragend in ihrer Wirkung auf Jahrtausende hinaus, gewaltige Gesteine im Riesebau der menschlichen Entwicklung. Welchen Nutzen haben dagegen die blutigen Greuelthaten eines Alexander und Cyrus hinterlassen? Diese beschränkten Erbauer haben ihre Völker elend gemacht und sich selbst das Brandmal des Verbrechens auf die Stirn gedrückt. So wird wenigstens eine Zeit urtheilen, welche die Geschichte der Vergangenheit im Lichte der Humanität und Vernunft liest und sich nicht bethören läßt von den Dünsten falschen Wehbruchs und der Erbärmlichkeit eines Ruhmes, der auf Menschenelend gegründet ist. Wie ruft doch J. von Müller treffend aus: „Scepter brechen, Waffen rosten, der Arm des Helden verwest, was in den Geist gelegt ist, ist ewig!“

Drei Kraftproben.

Eine kulturhistorische Skizze aus dem Leben
Zwans des Schrecklichen.

Mit Benutzung authentischer Mittheilungen Th. v. Veegenfeldt.
Von Josef Maerdt.

(Schluß.)

Der Zar sprach: „Fürst Boris Iskupoff! Du hast Gott Deinen Herrn vergessen und, unsere große Dir und Deinem Geschlechte erwiesene Gnade mißachtend, aus unserem Reiche zu unserem Feinde Sigismund August flüchten wollen. Deine Mutter hat Deinen Fluchtversuch unterstützt. Gott hat uns aber Deinen Verrath geoffenbart; Du bist auf dem Wege nach Polen zusammen mit Deiner Mutter ergriffen worden und hast deshalb eine grausame Strafe erwirkt. Spiekt ihn auf den Pfahl!“

„Zar Gofudar!“ erwiderte der Verurtheilte ruhig, „ich bin kein Beräther an Dir, sondern wollte nur Dein Reich aus großer Bekümmerniß verlassen, weil



Der Mutter Todtenwacht. Nach dem Gemälde von Georges de Geeter.

Du, Zar Gofudar, ohne jegliche Ursache gegen uns wüthest und uns ohne alle Schuld von unserer Seite straffst. Wenn ein Hund beständig ohne Ursache gepöbeln wird, so läuft auch dieser endlich vom Hofe seines Herrn. Jetzt bin ich in Deiner Macht. Thue mit mir, was Dir gefällt, aber wisse: Du hast Gott als Richter über Dir — er wird uns rächen!"

Tulupoff wurde auf den Pfahl geliekt.

"Du bist nicht der Zar," schrie die Mutter, "Du bist der Teufel in Menschengestalt! Du bist schlimmer als ein wildes Thier, denn dieses mordet doch nur aus Hunger. Martere uns nur! Doch möge der ewige Richter Dich und Dein ganzes Geschlecht verderben!"

"Ha, ha, ha!" lachte der Zar. "Deine Zunge ist ja außerordentlich beweglich! Du liebst, wie ich sehe, zu scherzen, und sollst daher auch eines lustigen Todes sterben! Kitzelt sie zu Tode! Du, Kudejar, fängst an!"

Eine schwere Aufgabe für den armen Kosaken, der den Augenblick verlor, in welchem er nach Moskau gekommen war.

Die Fürstin lief wie eine Besessene um den Pfahl herum, auf welchem ihr Sohn die schrecklichsten Quaken erlitt. Kudejar und die anderen Opritschniki verfolgten sie. Vergebens suchte die Aermste sich mit Anstrengung aller ihrer Kräfte den rohen Fäusten ihrer Verfolger zu entwinden, gänzlich erschöpft sank sie endlich mit einem wilden Gelächter zu Boden. Kaum zum Bewußtsein gekommen, wollte sie abermals zu ihrem sterbenden Sohne hin, wurde aber von den Opritschnikis ergriffen, auf den Boden niedergestreckt und zu Tode gefügelt.

Der Zar weidete sich einige Augenblicke an dieser Szene, dann gab er Befehl, die übrigen Schuldigen hereinzuführen. Es wurden elf Edelleute in das Zimmer gebracht, die beschuldigt waren, mit den oben bestrafte Großen des Hofes im Einverständnis gewesen zu sein. Der Zar befahl, Alle ganz nackt auszunutzen, fünf von ihnen mit siedendem Wasser zu begießen, dreien die Arme und zweien die Füße abzuhauen. Durch Knuteschläge wurden die Unglücklichen dann im Saale herumgehört, bis sie vom starken Blutverlust erschöpft und bewußtlos zu Boden stürzten und durch Faustschläge vollends getödtet wurden.

Der Zar wandte sich an die Opritschniki und frug mit lauter Stimme: "Ist mein Gericht gerecht?"

"Gerecht, Gofudar!" schrien die Günstlinge, "gerecht wie das Gericht des Himmels!"

"Ist mein Gericht gerecht?" frug der Zar den Kudejar. "Gerecht!" antwortete Kudejar — in seiner Seele aber sah es finster aus. Er fühlte, daß er in eine solche Grube gefallen sei, aus welcher er unmöglich wieder herauskommen konnte. Er haßte den Zaren, er verachtete sich selbst, aber die heiße Sehnsucht nach seinem Weibe überdönte die Stimme des Gewissens.

"Es ist genug für heute!" sprach der Zar. "Zeit ist, in die Abendmesse zu gehen —"

Alle verließen den Foltersaal, der mit seinen ungeheuren Blutlachen, in welchen die halbverbrannten, verstümmelten Leichname schwammen, einen gräßlichen Anblick darbot. Ein lebendes Wesen blieb darin zurück, der sterbende, auf den Pfahl geliekte Fürst Tulupoff, der unter den schrecklichsten Schmerzen auf seine dicht vor ihm liegende todte Mutter schaute. Man läutete zur Vesper.

Die Opritschniki verrichteten, wie früher, ihr Gebet mit der scheinbar tiefsten Andacht, während der Zar den zehnten Psalm absang, der mit den Worten anfängt: "Von Gnade und Recht will ich singen und Dir, Herr, Lob sagen." Nach dem Abendessen befahl der Zar, Kudejar zu sich zu rufen.

"Sehe Dich," sprach Zwan freundlich zu dem Eintretenden, "sehe Dich und erzähle uns Deine Erlebnisse! Du Aermster hast gewiß viel Kummer erlitten, dafür hast Du aber auch gewiß viele wunderliche Dinge gesehen."

Kudejar erzählte die Geschichte seiner Gefangenschaft bei den Tataren. Der Zar hörte mit Aufmerksamkeit zu. Als er von den Leiden sprach, die er im Gefängnisse zu erdulden hatte, unterbrach ihn Zwan öfters mit Seufzern und den Worten: "Ach,

die Bösewichter! Ach, die grausamen Menschenfresser!"

Kudejar hielt den Augenblick für günstig, von seiner Frau zu sprechen.

"Die Aermste! Wie sie sich um Dich gehärmt hat!"

"Zar Gofudar!" rief Kudejar aus und warf sich zu seinen Füßen nieder. "Erweise mir Deine väterliche Gnade! Ewig werde ich Gott für Dich bitten. Mein Blut will ich für Dich vergießen, wenn Du es willst, nur erlaube mir, mein Weib zu sehen!"

"Du sollst sie sehen" — erwiderte der Zar freundlich. "Habe nur noch ein wenig Geduld! Eine Prüfung hast Du schon überstanden, noch zwei andere stehen Dir bevor. Nach der dritten sollst Du Dein Weib sehen. Jetzt erzähle weiter."

Kudejar setzte seine Erzählung fort, und als er geendet hatte, befahl Zwan, ihm einen Becher voll starken Meth zu reichen und sagte: "Jetzt gehe zur Ruhe, Kudejar! Du hast heute einen großen Schritt zu meiner Gunst gethan und Dich auch nicht wenig angestrengt. Morgen sollst Du wieder Arbeit haben. Geh jetzt mit Gott!"

Am Morgen des folgenden Tages erhielt Kudejar den Befehl, mit zwei Opritschnikis nach Perejaslawl zu reiten. Auf dem Wege dahin stieß ihm der Gedanke auf, sich durch Flucht aus dieser Moskowitzschen Hölle zu retten. Leicht hätte er dies auch bewerkstelligen können, doch that er es nicht, weil er sein Weib in der Macht seiner Feinde nicht zurücklassen wollte.

Nach seiner Ankunft in Perejaslawl erhielt Kudejar seine Wohnung im Palaste des Statthalters angewiesen, der ein Schwager des Zaren war. Am Abend desselben Tages kam auch der Zar in Begleitung seiner Günstlinge Mamstruck, Woisemski und Wasmanoff an. Eine Schaar berittener Opritschniki bildete das Gefolge.

Der Zar nahm seine Wohnung in einem besonders für ihn neben dem Palaste des Statthalters erbauten Gebäude.

Am anderen Tage hörte der Zar zuerst die Messe in der Kathedrale und begab sich dann mit seinen Günstlingen auf den Platz vor dem Palaste. Dorthin ließ er auch Kudejar kommen. Als derselbe erschienen war, sprach er zum Statthalter: "In jenem Thurme sitzen sechzehn deutsche Gefangene. Laß ihnen die Fesseln abnehmen und sie hierher führen. Ihr aber" — und mit diesen Worten wandte er sich an die Leute des Statthalters — "verschließt sämmtliche Thore der Stadt."

Nach einigen Minuten führte Mamstruck sechzehn bleiche Gestalten aus dem Thurme, die vor Schmerz kaum die Füße schleppen konnten, welche ihnen die bisher getragenen Fesseln verursachten.

"Deutsche," sprach der Zar, "ich begnadige Euch, schenke Euch die Freiheit und entlasse Euch in die Heimath. Habt Ihr mich verstanden, Deutsche?"

Einer der Gefangenen, welcher der russischen Sprache mächtig war, übersezte die Worte des Zaren. Alle huben die Arme in die Höhe und schrien: "Hoch lebe der Zar!" Der Kaiser gab, auf die Thore weisend, ein Zeichen, daß sie gehen könnten. Die Gefangenen verneigten sich vor ihm bis auf den Boden und wollten den Platz verlassen. Da rief der Zar Kudejar zu: "Nun kommt Deine zweite Prüfung. Schläge die Nichtchristen nieder!"

Kudejar stürzte auf die Deutschen zu und streckte mit mächtigen Faustschlägen zwei von ihnen zu Boden nieder. Die Uebrigen, die garnicht wußten, was mit ihnen geschah, versuchten zu entfliehen. Kudejar holte sie jedoch mit leichter Mühe ein und schlug noch zwei von ihnen nieder. Die übrigen zwölf wollten mit vereinten Kräften sich ihres Verfolgers erwehren, doch dieser ergriff den ihm zunächst stehenden bei den Füßen und schlug mit dieser lebenden Waffe mit solcher Gewalt auf seine Gegner los, daß in kurzer Zeit alle halbtodt auf der Erde lagen. Auf einen Wink Zwans tödtete sie Kudejar vollends mit einigen Faustschlägen.

"Ein wahrer Brackiter!" rief der Zar aus und befahl, dem Kudejar einen Becher Meth zu reichen, die Leichname der so schmachlich erschlagenen Deutschen aber in den Fluß zu werfen.

Darauf speiste der Zar mit seinen Günstlingen im Palaste des Statthalters; nach dem Essen aber reiste er ab und befahl Kudejar, seinem Wagen zu folgen, jedoch nicht auf seinem schönen tatarischen Rosse, sondern rüdlings auf einem Ochsen.

"Mein Gott!" dachte Kudejar, als er auf diesem seltsamen Reittiere einhertrottete, "welcher Kummer ist mir noch beschieden? Wie viele unschuldige Menschen habe ich getödtet und welche Schmach muß ich jetzt erdulden! Alles für Dich, meine theuere Nastja! Alles für Dich, um Dich zu sehen." So tröstete er sich mit dem Gedanken, daß er zwei Prüfungen bereits überstanden habe und daß der Zar nach der dritten ihm endlich seine Frau geben werde. Er wollte sich dann verkleiden und mit ihr nach der Ukraine fliehen. O, welches Glück, wenn er erst das verfluchte moskowitzsche Reich hinter sich haben würde. Wie glücklich würde er dann mit seiner Nastja auf seinem väterlichen Chutor leben! "Genug habe ich mich schon im Kriege herumgetummelt," dachte er, "jetzt will ich in Frieden als Landwirth leben. Mit wem sollte ich auch wohl Krieg führen? Gegen die Tataren werde ich nicht kämpfen, so lang mein Freund und Wohlthäter in der Krim herrscht. Schickt man mich aber gegen Moskau, so möchte ich mir einen Stellvertreter; wir werden unser ganzes Leben an dem genug haben, was mir der Khan geschenkt hat, gehiß uns aber nicht gut in der Ukraine, so ziehen wir zu meinem Freunde Dewet."

So träumte Kudejar von der Möglichkeit des Glückes und ahnte nicht, welche furchtbare Prüfung ihm noch auferlegt war. Tags nach seiner Ankunft in der Alexandrowschen Slobode hörte Kudejar in der Kirche den Zaren die sechs Psalmen vorlesen. Nach Beendigung der Messe wurde er in den Speisesaal befohlen, wo er bemerkte, daß der Zar zu Anfange der Mahlzeit Mamstruck zu sich rief und ihm mit einem häßlichen Seitenblick auf Kudejar einen geheimen Auftrag ertheilte, worauf sich Mamstruck sogleich entfernte. Der Zar wandte sich darauf zu Kudejar und sprach: "Kudejar! Dir steht nun die dritte und letzte Prüfung bevor. Wenn Du sie gut bestehst, sollst Du mein bester Diener und der erste Mann im Reiche sein. Heute wirst Du nicht bei mir speisen, sondern man wird Dich an einen anderen Ort führen!"

Kudejar erhob sich und mit ihm Maluta, Wasmanoff und vier Opritschniki. Sie geleiteten Kudejar in eines der Häuschen, welche auf dem Hofe des Palastes standen und in denen der Zar seine vielen Maitressen unterzubringen pflegte. Hier stand in dem Gastzimmer auf einem mit rothem Tischstuche bedeckten Tische eine zimmerne Schüssel mit Kohlsuppe; neben ihr lag ein Stück Brot; über dem Tische aber hing an einem Haken, der in den Deckbalken eingedreht war, der Leichnam eines nackten Weibes, in dem Kudejar — seine Anastasia erkannte. Keine Worte vermögen auszudrücken, was der Unglückliche bei diesem Anblicke empfand.

"Sehe Dich und is!" sagte Maluta zu ihm.

Im Gehirne Kudejars bligte der Gedanke auf: "Um mich an dem Mörder Nastjas rächen zu können, muß ich in seiner Gegenwart zugelassen werden; damit dies aber geschehen könnte, muß ich den Willen des Zaren bis zu Ende erfüllen."

Er setzte sich daher nieder, ergriff den Löffel und wollte ihn zum Munde führen; dabei stieß er an den kalten Fuß der Todten. Er war nicht im Stande, die Suppe hinunter zu schlucken. Der Löffel zitterte so stark in seiner Hand, daß die Brühe verschüttet wurde und sich über seinen Bart ergoß. "Seht einmal da," riefen die Opritschniki höhnehd, "was es heißt: es stoß über den Bart und konnte nicht in den Mund gelangen."

Es war für Kudejar eine furchtbar schwere Aufgabe, sich zu überwinden. Endlich legte er den Löffel weg und sprach: "Sagt dem Zaren, daß ich seine dritte Prüfung bestanden habe!"

"Du hast noch zu wenig gegessen, is noch mehr!" wandte Maluta ein. "Du könntest sonst hungrig vom Tische aufstehen. Nimm noch ein Stück Fleisch zu Dir!"

Kudejar suchte aus der Schüssel ein Stück Fleisch herauszulangen, stieß aber dabei von Neuem an den

Fuß des Leichnams, der durch diese Bewegung in Schwingungen gesetzt, ihm um die Lippen schlug.

„Ha, ha, ha,“ höhnte Maluta, „leht mal an! Kudejar hat sich mit seiner Frau geküßt.“

„Nimm Dich in Acht,“ sagte einer der Dyrtschniki, „daß Du nicht Deine Frau statt des Fleisches aufissest!“

„Trink jetzt auf die Gesundheit des Zaren!“ rief Maluta.

Kudejar trank auf einen Zug den vor ihm stehenden Becher Weines aus.

„Nun, wo Du jetzt zur Genüge gegessen und getrunken hast, wollen wir gehen und dem Zaren Bericht erstatten. Mit seiner Erlaubniß wirst Du dann Dein Weib mit auf Dein Lager nehmen können.“

Sie verließen das Haus. Maluta ging voraus, dem Kaiser seine Meldung zu machen.

Kudejar blieb mit den Dyrtschniki auf dem Hofe zurück. Seine Augen waren trocken; ein solcher Schmerz, wie er ihn fühlte, kennt keine Thräne.

Schweigend und mit erkünsteltem Gleichmuth blickte er in die Ferne. — Nach einigen Minuten lehrte Maluta zurück und sagte: „Kudejar! Der Zar ruft Dich. Geh nur kühn hinein! Der Zar wird unsäglich gnädig sein.“ —

Man führte Kudejar durch prächtige, mit rothem Saffian ausgestapete Säle in ein Eckzimmer, in welchem der Zar, auf sein Szepter gelehnt, am Fenster stand.

Der Thür gegenüber, durch welche Kudejar eintrat, standen Wäsemski, Wasmanoff und Wasil Gräski.

„Nun, mein guter Kudejar!“ rebete ihn der Zar freundlich an, „Du hast ja auch die dritte Prüfung ausgezeichnet bestanden!“

„Und werde nun zu meiner vierten schreiten!“ — unterbrach ihn Kudejar und stürzte mit erhobenen Händen auf Iwan los; in demselben Augenblick aber senkte sich der Boden unter ihm und er stürzte in ein Kellerverließ, welches sich zwei Klafter tief unter dem Zimmer befand.

„Ha, ha, ha!“ rief der Schreckliche. „Du Hund hast vergessen, oder wohl garnicht gewußt, daß Gott überall seine Gesalbten unter seinen gnädigen Schutz nimmt. Seinen Engeln hat er befohlen, daß ihr Fuß an keinen Stein stoße.“ —

In dem Augenblicke, als Kudejar sich auf den Zaren stürzte, hatten Wäsemski und Wasmanoff das Laufbrett hinweggezogen, welches die Oeffnung des Bodens versah. Alles war vorher mit Vorbedacht so angeordnet worden, denn man hatte genau das erwartet, was auch wirklich erfolgte war.

„Deck den Boden wieder zu,“ sprach Iwan der Schreckliche und verließ das Zimmer, „mag er dort vor Hunger sterben.“

Das geschah jedoch nicht, denn Kudejar war so tapfer, sich durch Erhängen eher in ein besseres Jenseits zu befördern, ehe er Hunger fühlte. Mit einer wahren Riesenkraft hatte er ein Brett aus dem Fußboden gesprengt, dieses an die Wand gelehnt und sich an einem Strick, den er aus seinem Hemde gedreht hatte, daran aufgeklimmt.

„Von jetzt an wird Jeder, der dort hinunterkommt, vorerst nackt ausgezogen!“ brummte der Zar, als er bereits am nächsten Morgen den eigenmächtigen Tod Kudejars erfuhr, und so geschah es. Gar Viele kamen hinter Kudejar noch hinunter, und ihr Gewimmer und Jammergeschrei dänkte Iwan eine wahre Engelsmusik; er fühlte sich in diesem Zimmer so wohl, daß er es sogar als Schlafgemach benutzte, um sich nachlicher Weile an dem Stöhnen der Verhungerten laben zu können. Aus dieser Skizze, mein lieber Leser, die keineswegs der Phantasie eines böswilligen Verleumders entsprungen ist, sondern den wahren Charakter dieses Blutmenschen erscheinen läßt, kannst Du das Gefühl der Dankbarkeit des russischen Volkes für jenen Mordmörder ermessen, der die gekrönte Bestie nach siebenundzwanzigjähriger Regierung in einer Osternacht erdolchte.

Der heisere Richter.

So leise solltest Du zeitweilig sprechen müssen, Dann, Herr Just, rath, sprichst Du just wie Dein Gewissen.
Dr. Chr. Wei. ler.

Pedkinpaw's Pillen.

Humorose von Frank Czanz.

Aus dem Englischen übersezt von Bruno Sylvester.

Es klopfte an meinem Arbeitszimmer, und ehe ich noch Zeit hatte „Verein!“ zu rufen, erschien ein schmaler Mann mit glattem, schwarzem Bart, schnellblickenden, stechenden Augen, eingefallenem Gesicht und magerem, kümmerlichem Körper, an dem lose ein abgetragener, schwarzer Rock nach geistlichem Schnitt hing.

„Pedkinpaw ist mein Name,“ sagte er, „Grasmus Pedkinpaw. Danke sehr. Ja, ich will mich setzen. Darf ich meine Tasche dort auf den Tisch legen? Danke! Sie enthält etwas, muß ich Ihnen sagen, was Sie zu Staunen und Bewunderung hinreißt, wenn ich erst zu Ihnen gekommen bin.“

Den Namen Pedkinpaw werden Sie sich merken müssen, denn er wird alle anderen Namen dieses großen, glorreichen Jahrhunderts überstrahlen.“

„Es ist sicherlich ein überraschender Name, Herr Pedkinpaw.“

„Das ist das wahre Wort, Verehrtester! Und der Tag ist nicht mehr weit, wo er die Welt mit Bewunderung erfüllen wird.“

„Hochwürden, ich komme zu Ihnen als ein Diener des Herrn, um Ihnen ein Geheimniß mitzutheilen. Ich weiß, Sie werden keinen ungerechten Vortheil daraus ziehen und mich meiner wohlverdienten Ehre berauben, noch weniger sich ein Patent auf meine Idee geben lassen.“

„Ich habe das Bedürfnis, mich Jemandem mitzutheilen. Viele Jahre lang, Hochwürden, habe ich über dieser Sache studirt, und endlich ist es mir geglückt. Ich habe meinen Gedanken verwirklicht, und hier bin ich.“ Herr Pedkinpaw sah sich rings um, und ich versicherte ihm, daß das unzweifelhaft wahr wäre.

„Nun, Hochwürden, ich weiß, Ihre Zeit ist kostbar und ich will Sie nicht lange aufhalten. Darf ich Ihnen meine Entdeckung mittheilen?“

„Ich bin ganz Ohr, Herr Pedkinpaw.“

„Nun, mein Herr, ich könnte nun damit beginnen und nachweisen, wie der große Fluch der Menschheit Unmüdigkeit ist, und so zu dem Punkte fortschreiten, den ich im Auge habe, aber ich halte das für unnütz. Meine Erfindung spricht für sich selbst.“

„Hochwürden, Sie sehen vor sich den Mann, der das Essen überwunden hat.“

„In der That!“

„Das Essen überwunden mit all den daran hängenden Uebeln. Anstatt des jesigen, langwierigen Ernährungsprozesses nimmt die Menschheit von nun an nur eine Pedkinpaw'sche Pille, und, wie der Dichter sagt, Das gethan, Alles gethan! — Sie folgen mir nicht. Der Gedanke ist für Sie wie eine plötzlich hereinbrechende Welle, für mich ist er die entsetzende Dämmerung und der hereinbrechende Tag.“

Bei diesen Worten schloß mein Besucher seine Tasche auf und zog daraus eine ziemlich große Pille hervor. Er hielt sie mir entgegen.

„Für was halten Sie das?“ fragte er.

„Es sieht wie eine Pille aus,“ erwiderte ich.

„Es ist eine Pille, Hochwürden, ja, aber wie verschieden ist die Bedeutung dieses Wortes Pille für Sie und für mich. Sie verstehen darunter Krankheit, Doktor, verdunkelte Zimmer, vielleicht sogar Tod. Für mich bedeutet sie Leben und Fortdauer. Es ist eine Pille, aber eine von Pedkinpaw's Pillen.“

Bei diesen Worten wurde er nachdenklich und starrte auf die Pille, während er sie zwischen Daumen und Zeigefinger vor sich hielt. Nach einer kleinen Weile irte sein Blick zu mir; er sah mir starr ins Gesicht, dann sagte er mit leiser Stimme: „Es ist jetzt halbzwölf Vormittags. Sie haben noch nicht zu Mittag gegessen. Wollen Sie diese Pille nehmen?“

Ich bat ihn, mich zu entschuldigen.

„Schon gut, Hochwürden, schon gut,“ sagte er, wieder lebhaft werdend; „Sie haben nicht beleidigen wollen, und ich versichere, Sie haben auch nicht beleidigt. Ich kann nicht verlangen, daß Sie gegen Ihre Ueberzeugung handeln. Ich hatte vergessen,

daß Sie die großartigen Eigenschaften meiner Pillen noch nicht kennen. Nun, trotzdem ich nicht viele von diesen habe, so will ich doch eine nehmen, um meine Auseinandersetzungen zu illustriren. Darf ich Sie um ein Glas Wasser bitten? Ah, ich danke Ihnen — da! ich habe nun zu Mittag gegessen. Sie glauben wohl, ich habe irgend etwas Nichtsagendes zu mir genommen? Da ist es, was es war.“

Er nahm aus seiner Tasche ein Packet Karten und reichte mir eine folgenden Inhalts:

Pedkinpaw's Pillen.

Pille B 32.

Suppe — Ochsenfleisch.

Fleisch — Gebratene Ente mit Champignon.

Gemüse — Kartoffelsalat, Gurken, Tomaten.

Kohl — Neue Kartoffeln.

Kaffee.

Eis-Crème. Kuchen.

Importirte Havanna-Cigarren.

„Ich verstehe nicht,“ sagte ich.

„Ich meine, mein Herr, daß diese Pille B 32, die ich genommen habe, den Extract der Speisen, die auf der Karte verzeichnet sind, enthält, und mit einem Glas Wasser genommen mein Mittagbrot ausgemacht hat.“

„Nun, Hochwürden, glaube ich, verstehen Sie mich. Meine ungeheure Erfindung hat jetzt angefangen, wie eine aufgehende Sonne auf Ihr verdunkeltes Gemüth zu wirken. Einem Manne von Ihren Geistesgaben braucht man nicht erst die vielen Wege zu sagen, auf welchen diese Idee anzuwenden ist.“

„Nun zum Beispiel bei Picnics. Was für Mühe macht die Zubereitung, denken Sie an das Transportiren der Ahrbe, das Anfliegen von Insekten an die Speisen und die Zeit, die zum Essen gebraucht wird und dem Spiel verloren geht. Nun sehen Sie, mit dieser Pille M 23, die ich meine Picnic-Pille nenne, kann Jeder sein Frühstück in der Tasche bequem bei sich tragen.“

„Denken Sie an die Zeitersparniß bei Geschäftsleuten und Kommiss. Jetzt brauchen sie eine Stunde oder mehr, um ins Restaurant zu gehen, dort auf ihr Essen zu warten, und sie verlieren auf diese Weise so viele kostbare Minuten. Sehen Sie, Sie brauchen nur meine Geschäftsspille A 14 mit einem Glas Wasser zu nehmen, und Sie haben kaum von Ihrem Pulte aufzusehen. Nur die Ersparniß dieser einen Stunde Mittagszeit würden der Geschäftswelt Chicago's unzählige Millionen einbringen.“

„Wir brauchen viel zu viel Zeit zum Essen, wir sind wie Thiere. Die Menschen sind für höhere, geistige Zwecke bestimmt. Pedkinpaw wird die Banketts den Thieren überlassen. Die sinnliche Befriedigung unseres Appetits nimmt viel zu viel Platz in unserer Gesellschaft ein. Sogar die Staatsmänner und Minister müssen bei Versammlungen wie die Thiere essen. Sehen Sie, Herr, wenn Sie nun meine Bankett-Pille B 83 nehmen, die ist nahrhaft und anregend zugleich, und es bleibt Ihnen die ganze Zeit für wahrhaftes, gesellschaftliches Vergnügen übrig, wie es der Würde des Menschen entspricht.“

„Aber,“ fragte ich, „wie können Sie genug Nährstoff in eine so kleine Dosis einführen, um das Leben zu erhalten?“

„Eine praktische Frage, Herr, die ganz klar zu beantworten ist. Sie wissen, daß der größte Theil aller Nahrungsmittel Wasser ist. Nachdem dieses vollständig entfernt ist, bleibt immer noch ein großer Theil überflüssiger Stoffe, nachdem auch diese beseitigt sind, können die bestehenden Nährstoffe durch einen von mir erfundenen Prozeß noch komprimirt werden. Sie können in eine kleine Pille den ganzen Nährstoff bekommen, den ein Mensch zu sich nimmt, wenn er zwei Pfund Ochsenfleisch gegessen hat. Die Massen, welche in den Magen kommen, und das schwere Gefühl nach einer ordentlichen Mahlzeit verursachen, sind überflüssig. John Wesley, Sie werden sich erinnern, warnte seine Priester vor dieser Schwere nach dem Essen, und in der That, es ist die Ursache der so häufigen lockeren Moral. Wie Sie sehen, hat meine Entdeckung ihre moralischen Zwecke, und Pedkinpaw's Pillen werden Revolutionen in den Ge-

filben der Ethik hervorrufen. Der Appetit reizt die Menschen zur Leberfälligung. Wenn erst meine Pillen eingeführt sein werden, wird sie der Verstand leiten, und ob sie satt sind, werden sie nicht nach ihrem Gefühl, sondern nach den Zahlen des Formulas der Pillen beurtheilen. Darum wird es keine Leberfälligung mit all den unangenehmen Folgen mehr geben. Glauben Sie mir, mein Herr, zwei Drittel der menschlichen Gebrechen kommen von Leberfälligung des Magens her. Meine Pillen werden Revolution in der praktischen Medizin hervorrufen."

"Aber wie," fragte ich, "wollen Sie den Leuten genügende Garantie für die Reinheit der Ingrezienzen geben?"

"Der Staat, mein Herr, der Staat. Der Staat muß die Angelegenheit in die Hand nehmen und Pillen fabriziren, wie er jetzt Geld prägt. Fälschungen müssen streng bestraft werden. Jede Pille wird geprägt und „E Pluribus Unum“ gestempelt sein. Ist das nicht ein vorzüglich passendes Motto für meine Pillen, Herr?"

"Sie werden auch die Arbeiterfrage lösen."

"Ich habe eine Pille für Arbeitsleute. Sie ist billig. Niemand wird mehr nach Brot schreien. Wenn mein System schon in Anwendung gewesen wäre, würde eine Wagenladung staatlich garantierter Arbeiterpillen X 60 das ganze Gland in den Hungerdistrikten Rußlands auf einmal beseitigt haben."

"Denken Sie an die Vortheile meiner Pillen auf langen Reisen. Sie werden die Entdeckungsreisen revolutioniren. Mit einer Tasche voll Pedinpaw's Pillen wird der Entdecker noch die Sterne und Streifen* an den Nordpol nageln. Bei langen Seereisen

* Amerikanisches Sternenbanner.

und weiten Expeditionen sehen Sie ja den Werth meiner Idee sofort.

"Denken Sie, was für ein Segen für Hausfrauen! Die Dienstbotenfrage ist gelöst wie der gordische Knoten. Pedinpaw ist größer als Alexander."

"Wenn meine Erfindung erst allgemein geworden sein wird, wie es ja kommen muß, wird sich sogar die Menschheit ändern. Die Zähne sind die Nester der Bestie. Nach jahrelangem Nichtgebrauch werden sie verschwinden. Da nur absolute Nahrung genommen wird, so hört der menschliche Körper auf, unrein zu sein. Die Menschheit wird eines Tages, mein Herr" — und hier stand Herr Pedinpaw auf und streckte seinen rechten Arm in rednerischer Geste aus — „die Menschheit wird eines Tages die Erbschaft der Bestie von sich streifen. Pedinpaw's Pillen werden ihm helfen, den letzten Schritt auf der Leiter der Vollkommenheit zu machen. Das Sinnliche, das Körperliche, das Thierische wird verschwinden. Wir werden in dem ewigen Glanze der wissenschaftlichen und geistigen Vergnügungen leben. Ich will nicht profan sein, mein Herr, aber ich muß Sie fragen, ist das, was ich sagte, nicht einleuchtend? Ist es zu viel gesagt, wenn man die Misere der Welt ansieht, die Krankheiten, die durch schlechte Nahrung verursacht werden, die Hungersnöthe, die durch Mangel an Nahrung entstehen, und die Unordnung vom Zu-viel-essen, und dann auf der anderen Seite die gemäßigte, dankbare Welt, die Pedinpaw's Pillen zu sich nimmt, daß die ganze Menschheit bis heute in Schmerzen und Mühsal geseufzt hat?"

"Aber ich bin kein Enthusiast," und damit ließ sich Herr Pedinpaw nieder. „Diese erhabenen Gedanken sind wohl verständlich für Sie als einen Geistlichen, aber wenn Sie dieselben dem Volke mit-

theilen, werden Sie einfach für verrückt gehalten. Darum habe ich meine Idee der Zeit angepaßt. Ich bin ein Mann, der sich zu schiden weiß, Herr, eine Seltenheit für einen Erfinder. Zum Beispiel: Hier ist eine „in de siecle“-Pille X 14, die ist für das lustige, gesellige Blut. Sie enthält die Essenz von einem Korbe voll Champagner und zweiunddreißig Zigarretten."

"Sie sehen, auch das, was so zu sagen Mode ist, kann für viel weniger Ausgaben zu haben sein, als durch die kostspieligen Salonbesuche. Dadurch, sehen Sie, revolutionire ich augenblicklich die Salonfrage."

Hier wurden wir durch Klopfen an der Thür unterbrochen.

"Ach, ich möchte Sie bitten," jammerte Herr Pedinpaw in Verwirrung, indem er hastig Pillen und Formulare in seine Tasche packte, „lassen Sie Niemand für einen Augenblick herein."

"Sicherlich nicht; wer es auch sein mag, wegen eines so außergewöhnlichen Mannes wie Sie, Herr Pedinpaw, kann Jeder warten."

"Danke Ihnen, mein Herr, danke! Aber verzeihen Sie, können Sie mir einen Dollar auf einige Stunden leihen? Ich erwarte jeden Augenblick eine Geldsendung von einem Kapitalisten, der sich für meine Idee interessiert, um zwei Uhr Nachmittags werde ich wiederkommen und Ihnen das Geld zurückgeben."

"Mit Vergnügen!" erwiderte ich.

Er nahm Abschied und den Dollar.

Ich schreibe dieses einige Tage später in der Hoffnung, falls es Herr Pedinpaw zu sehen bekommt, er erinnert werden möchte, wie sehr er von seiner wunderbaren Idee eingenommen war, daß er darüber vergaß, mir meinen Dollar wieder zu geben.

Mus dem Papierkorb der Zeit.

Der Mutter Todtenwacht. (Zu unserem Bilde.) Eine graufige Stätte, ein Ort der Qualen und des Todes ist es, zu dem uns der Maler unseres heutigen Bildes führt. Kreuz an Kreuz, Marterpfahl neben Marterpfahl sehen wir errichtet, und daran angeheftet die unglücklichen Opfer grausamer menschlicher — nein, unmenschlicher Mache.

Freilich, es sind vergangene, längst vergangene Zeiten, denen der Künstler seinen Stoff entlehnte, und die Staaten, die wir heute — oft nur zu Unrecht — Kulturstaaten zu nennen pflegen, — sie kennen die grausame Marter des Kreuzestodes nicht. Nur hätte man sich ja, zu glauben, daß unsere Gegenwart darum schon himmelhoch über der Barbarei verschwundener Epochen, des „finsternen“ Mittelalters etwa oder noch früherer Perioden, erhaben sei. Wer auch nur einen flüchtigen Blick in die blutige Chronik moderner Kolonialgeschichte, der sogenannten Kulturarbeit zivilisierter Völker in Ländern der heißen Zone getan hat, wird sich kaum zum Lober seiner eigenen Zeit berufen fühlen. Und nicht einmal in die Ferne braucht der Blick zu schweifen. Nein, inmitten der zivilisierten Welt, des zivilisierten Europas selbst, bieten sich unserem Auge — und das am Ausgange des 19. Jahrhunderts — Greuelthäten dar, die die Kreuzesqualen unseres Bildes noch in den Schatten stellen. Oder in was unterscheiden sich von diesen die Folterwerke, wie sie die Schergen des christlichen Spaniens vor den Augen des gesammten Europa in unseren Tagen erst vollbrachten!?

Doch kehren wir zu unserem Bild zurück; denn die Darstellung nur dessen, was die Bestie im Menschen vermag und vermochte, war sicherlich nicht das Motiv, der Beweggrund unseres Künstlers. Das ist vielmehr, den namenlosen, starrten Schmerz der Mutterliebe zur Anschauung zu bringen, wie sie die weibliche Figur der Mittelgruppe uns verdröpert.

Das Weib, das wir dort verzweifelt über der Leiche ihres Sohnes hocken sehen, angstvoll bemüht, das schwärzliche Gesindel hungriger Nasendgel zu verschlucken, — das ist der eigentliche Inhalt des graufigen Bildes, das die Hand des Künstlers vor uns entrollt hat. Und wen sollte dieser Anblick nicht aufs Tiefste packen und erschüttern! Schön, schön nicht nur im althergebrachten Sinne, ist dieses Werk gewiß nicht, allein, daß es eine grandiose Schöpfung künstlerischer Phantasie ist, das, glauben wir, wird keiner unserer Leser zu bestreiten wagen.

Aristides von Athen erhielt von seinen Mitbürgern den Beinamen „der Gerechte.“ Und nicht mit Unrecht. Denn unter allen Tugenden, die er besaß, machte sich seine Gerechtigkeit bei der Masse der Bevölkerung am meisten bemerklich, weil ihre Früchte am dauerndsten und allgemeinsten sind. So konnte ein armer und bürgerlicher Mann sich einen Beinamen erwerben, den kein

König und selbst kein Gott glänzender zu haben vermochte: „Der Gerechte!“ — Es ist dies ein Beinamen, welchen von allen Fürsten und Machthabern kein Einziger begehrte, während sie sich dagegen „Eroberer“ und „Sieger“ recht gerne nennen ließen, indem sie den Ruhm der Gewalt und Macht ganz augenscheinlich dem Ruhme der sittlichen Größe vorzogen. In der That ein großer Unverstand! Denn ein Leben in Macht, in hohem Glück und Herrschaft wird nur durch die Gerechtigkeit zu einem göttlichen Leben, während es durch Ungerechtigkeit zu einem thierischen herabsinkt!

Aber nicht nur dem Gefühle des Wohlwollens und der Günst, sondern auch der Leidenschaft und der Feindschaft vermochte Aristides, wo es ein Recht galt, aufs Kräftigste zu widerstehen. Man erzählt sich z. B. Folgendes: Als er einmal einen Feind gerichtlich verfolgte und nach der Anklage die Richter den gefährdeten Theil garnicht hören wollten, sondern augenblicklich die Abstimmung gegen ihn verlangten, sprang Aristides auf, vereinigte seine Bitten mit denen des Angeklagten und rief: „Man solle denselben doch anhören und ihm zulassen, was ihm gesetzlich geböhre!“

Ein anderes Mal hatte er zwischen zwei gewöhnlichen Bürgern zu entscheiden. Der Eine gab an, wie sein Gegner den Aristides schon so vielfach geärgert habe; aber Aristides sagte ihm: „Guter Freund, gib mir lieber an, was er etwa Dir Böses gethan hat; denn ich bin heute der Richter für Dich und nicht für mich!“

Beunruhigendwürdig erscheint auch an Aristides die Festigkeit, womit er sich bei allen Wechsellern seiner politischen Stellung gleichbleib. Keine Auszeichnung konnte ihn hochmüthig machen, wie andererseits kein unglücklicher Tag seine innere Ruhe und seine Freundlichkeit zu stören vermochte. In allen Lagen — dies war seine Ueberzeugung — müsse er dem Volke seine Dienste widmen, ohne irgend weder an Geld noch an Ehre einen Dank oder Lohn für seine Thätigkeit zu erwarten. Daher kam ohne Zweifel jener Vorfall im Theater, als die bekannten Verse des Aeschylus gesprochen wurden:

„Er will gerecht nicht scheinen, aber — ist gerecht;
War tiefe Furchen durch die Stirne zieht er hin,
Daraus so mancher edle Rath erwachsen ist!“

Bei diesen Worten blickte Jedermann auf Aristides, überzeugt, daß ihm diese Eigenschaften im höchsten Maße zukamen.

Aristides, welcher das Amt des Oberschatzmeisters von Athen bekleidete und später die Würde des ersten Archonten erhielt, hatte nun das Schicksal, daß ihm sein Beinamen, nach der anfänglichen Liebe, späterhin nur Haß eintrug. Er wurde in Folge dessen durch ein Scherbengericht aus seiner Vaterstadt verbannt.

Eine Verurtheilung durch das Scherbengericht war allerdings keineswegs eine Strafe für irgend welche un-

sittliche Handlungen, sondern nur eine Denüthigung und Schwämmerung allzudrückender Gewalt. Die Einrichtung dabei war im Allgemeinen etwa folgende: Die Leute kamen von allen Seiten in die Stadt zusammen. Jeder brachte eine kleine Tafel, schrieb denjenigen Bürger darauf, dessen Entfernung aus der Stadt er wünschte, und übergab sodann die Tafel an einem bestimmten Ort auf dem Markte, der ringsum mit hölzernen festen Schranken eingeschlossen war.

Die Archonten zählten darauf zuerst die ganze Summe der Stimmtafeln zusammen; denn wenn die Anzahl der Abstimmenden unter sechs Tausend betrug, so hatte das Urtheil keine Folgen.

Hierauf legten sie jeden Namen besonders; wer von den Meisten aufgeschrieben war, wurde durch öffentlichen Ausruf auf zehn Jahre verwiesen, doch unbeschadet der Ruhmnießung von seinem Vermögen. Als nun in vorliegendem Falle die Stimmen gleichfalls geschrieben wurden, soll ein Mensch, der eben auch nicht schreiben konnte und überhaupt ein roher Baner war, dem Aristides, als dem nächsten Besten, seine Tafel hingegenben und ihn gebeten haben: „er möchte „Aristides“ darauf schreiben!“ Dieser wunderte sich und fragte: „ob ihm denn Aristides etwas Böses gethan habe?“ — „Nein (war die Antwort); ich keine den Mann garnicht; aber es ärgert mich, daß man ihn überall den Gerechten heißt.“ — Wie Aristides das hörte, sagte er keine Silbe weiter, schrieb den Namen auf die Tafel und gab's ihm.

Bei seinem nunmehr folgenden Abschied aus der Stadt hob er die Hände gen Himmel und rief aus: „Es möge niemals eine Zeit über Athen kommen, welche das Volk nöthige, wieder an Aristides zu denken!“

Als im dritten Jahre darauf der Perserkönig Xerxes mit einem ungeheuren Heere durch Thessalien gegen Attika und Athen heranrückte, hob man das Urtheil auf und erteilte dem Verbannten die Erlaubniß zur Rückkehr.

Plutarch.

Räthsel-Ecke.

Literarisches Silben-Räthsel.

Aus folgenden 22 Silben: de, e, gie, go, gramm, hejm, hu, lo, mos, nes, o, or, vi, ra, ri, ro, sen, the, tell, tho, to, um, sind sieben Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, den Namen eines bekannten Gelehrten der Gegenwart nennen; die Wörter bezeichnen: 1. Lessing'sche Bühnenfigur. 2. Französischen Schriftsteller. 3. Scherzgedicht. 4. Religiöses Gesangsstück. 5. Verühmten Redner. 6. Fremdwort für „Richtigsprechen“. 7. Lustspielbildner.

Nachdruck des Inhalts verboten!